

Die Reihe »Analyse der Psyche und Psychotherapie« erläutert die grundlegenden Konzepte und Begrifflichkeiten der Psychoanalyse auf dem neuesten Stand der wissenschaftlichen Diskussion, zeichnet ihre historische Entwicklung nach und stellt sie in ihrer Bedeutung für die Therapie aller Schulen dar.

Seit Beginn gilt das Sexuelle als Schlüsselbegriff der Psychoanalyse und ist nach wie vor von zentraler Bedeutung für jede therapeutische Beziehung. Ausgehend von Freuds *Drei Abhandlungen* stellt Quindeau die Grundlagen der psychoanalytischen Sexualtheorie dar und diskutiert folgende Fragen: Wie kommt die Lust in den Körper und was versteht man heute unter männlicher und weiblicher Sexualität? Ist

die Unterscheidung von Hetero- und Homosexualität überhaupt sinnvoll? Wie kann in Therapien über Sexualität gesprochen werden und wie kann man sexuelle Störungen verstehen und behandeln?

Das Buch vermittelt Grundlagenwissen und lädt dazu ein, die eigenen Ansichten zu hinterfragen und sie in Auseinandersetzung mit dem psychoanalytischen Theoriebestand zu konturlieren.

Ilka Quindeau, Prof. Dr. phil. habil., ist Psychologin und Soziologin und arbeitet als Psychoanalytikerin und Lehranalytikerin (DPV, IPV) in eigener Praxis sowie als Professorin für Klinische Psychologie und Psychoanalyse an der Fachhochschule Frankfurt a.M. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Geschlechter-, Biografie- und Traumaforschung.

Ilka Quindeau
Sexualität

IDENTIFIKATION
REPRÄSENTANZ
PROJEKTIVEIDENTIFIZIERUNG
PHALUSSYMBOL
STRUKTURMODELL
ÖDIPUSKOMPLEX
ALITÄT
TRANSSEXUALITÄT
UCH VERFÜHRUNGSTHEORIE
SE
KONFLIKT
KASTRATIONSDRANG
ERFÜLLUNG
ABSTINENZREGEL
GEGENÜBERTRAGUNG
SEXUALITÄT

Ilka Quindeau: SEXUALITÄT

ISBN 978-3-6379-2155-7



PSYCHOSOZIAL-VERLAG
ANALYSE UND BEWUSSTES
MARZISSIMUS
KRAANKHEITSGEWINN
BEWUSSTES
NATION
ERUNG
ERUNG
ISLIEBE
GELICHKEIT
ARBEIT
TRAUM
ISMUS

Sexuelle Orientierungen und Identitäten

»Weibliche« und »männliche« Sexualität

Gibt es eine männliche und eine weibliche Sexualität? Auf den ersten Blick scheint es selbstverständlich zu sein, dass sich der »kleine Unterschied« auch im Bereich des Sexuellen zeigt und Geschlecht und Sexualität miteinander verflochten sind. Doch bei genauerem Hinsehen ist es keineswegs ausgemacht, worin denn die Unterschiede in der Sexualität von Männern und Frauen genau bestehen. Der angenommene enge Zusammenhang von Sexualität und Geschlecht erweist sich insbesondere für eine psychoanalytische Sexualtheorie als nicht ganz unproblematisch. Denn er beruht auf einem mechanistischen Verständnis von Sexualität, das aufs Genitale zentriert ist und letztlich die Reproduktionsfunktion in den Vordergrund stellt.

In den Sozial- und Kulturwissenschaften wird seit geraumer Zeit die kulturelle Dominanz der Zweigeschlechtlichkeit infrage gestellt (vgl. insbesondere Butler 1991, 1995). Im psychoanalytischen Diskurs findet sich der Streit um die Differenz vor allem in der relationalen, intersubjektiven Psychoanalyse in den USA (Bassin 1992; Benjamin 1992), erst allmählich gelangt er auch in die deutschsprachige Psychoanalyse (Quindeau 2004; Schweizer/Richter-Appelt 2012).

In einem medizinischen Lehrbuch wurde noch vor zehn Jahren das Postulat einer Aufhebung der Zweigeschlechtlichkeit als realitätsfern beschrieben und mit dem Wandel vom newtonschen Weltbild zur einsteinschen Relativitätstheorie verglichen, die damals möglicherweise ebenso unvorstellbar erschien (vgl.

Düring 2001). Gegenwärtig wird ebendiese Forderung bereits politisch handlungswirksam erhoben – und zwar nicht nur von feministischen Aktivistinnen, sondern auch von einer von der deutschen Bundesregierung eingesetzten Institution. So fordert der Deutsche Ethikrat (2012) die Bundesregierung auf, im Personenstandsrecht eine weitere Kategorie neben »männlich« und »weiblich« einzurichten, um Personen mit uneindeutigen Geschlechtsmerkmalen (DSD, »differences of sex development«, auch »Intersexualität« genannt) gerecht zu werden.

Wenngleich es sich um eine kleine Gruppe handelt, welche die dritte Kategorie in Anspruch nehmen wird, hat die festgefügte, naturhaft anmutende Vorstellung der Zweigeschlechtlichkeit Risse bekommen. Statt eines dichotomen Geschlechterkonzepts, das Personen entweder der einen *oder* der anderen Kategorie zuordnet und das Männlichkeit bzw. Weiblichkeit als einander ausschließende Kategorien fasst, scheint es mir sinnvoller, das Geschlecht als Kontinuum zu begreifen (Quindeau 2008). Männlichkeit und Weiblichkeit stellen jeweils Pole in einem Kontinuum dar, das unterschiedlichste Zwischenstufen, Mischungsverhältnisse und geschlechtliche Ausprägungen ermöglicht.

Wenn sich nun auch die Geschlechtsidentität keineswegs so monolithisch darstellt, wie es die Geschlechterdichotomie als gesellschaftliche Ordnungsstruktur fordert, erscheint es auch wenig sinnvoll, die Sexualität in eine »männliche« und »weibliche« Ausprägung zu unterteilen, denn nicht selten werden Klischees über weibliche und männliche Geschlechterrollen auf den Bereich des Sexuellen übertragen. So pointiert Günter Schmidt die polare Spaltung in eine männliche und weibliche Sexualität: »Männliche Sexualität ist dann triebhaft, gewalttätig, rücksichtslos, peniszentriert, ein Vehikel für Machtausübung und Unterwerfung; weibliche Sexualität ist dagegen sanft, liebevoll, personen- und liebesorientiert, ganzkörperlich, friedfertig, eine Möglichkeit zu Nähe und Austausch« (Schmidt 1986, S. 140).

Eine kritische Sicht auf die männliche Sexualität, die oberflächlich und rein auf die eigene Lust zentriert sei, hat in der psychoanalytischen Theoriebildung Tradition (vgl. etwa Deutsch 1944; Wellton 1992). Die Lust der Frau wird dagegen in den Zusammenhang der Reproduktion gestellt. Zwar stellt sich Nancy Chodorow in ihrem nach wie vor oft zitierten Buch *Das Erbe*

der *Mütter* (1978) die spannende Frage, was es bedeutet, dass die erste Liebesbeziehung eines Menschen die zu einer Frau ist. Doch versteht sie diese Liebe offenbar als eine körperlose, und so finden wir bei ihr keinen einzigen Satz über die sexuelle Dimension der Liebesbeziehung von Mutter und Tochter (vgl. Koellreuter 2000). Ebenso wie Benjamin (1992) rückt sie von der freudschen Triebtheorie ab.

Jessica Benjamin siedelt das weibliche Verlangen in einem doppelten Spannungsverhältnis an: einerseits zwischen Identifizierung mit und Separation von einer entsexualisierten Mutter; andererseits zwischen dem Wunsch und der Unfähigkeit der Identifizierung mit einem Vater, der für sexuelles Begehren stehe: »Das Mädchen kann keine Repräsentanz des Verlangens erschaffen, die auf Identifikation mit der Mutter basiert – ein Gefühl sexueller Handlungsfähigkeit, das aktiv und weiblich ist; deshalb wendet es seine idealisierende Liebe einer Männergestalt zu, die das Verlangen verkörpert« (ebd., S. 125). Auch hier ist die grundlegende Entsexualisierung der Mutter-Tochter-Dimension am Werk, und es ist bemerkenswert, dass ausgerechnet in einer sich als feministisch begreifenden Theorie die Mär vom fehlenden weiblichen Verlangen reproduziert wird.

Diese Beispiele zeigen, dass die dichotome Unterteilung einer weiblichen und einer männlichen Sexualität stark von den jeweiligen Geschlechterkonzepten abhängig ist. Sie suggeriert zum einen, dass man klare und eindeutige Abgrenzungen vornehmen könne, und zum anderen entstehen dadurch unvermeidlich problematische normative Setzungen. So kann man in Psychotherapien immer wieder beobachten, wie viel Angst es manchen Männern macht, sich ihre passiven sexuellen Wünsche einzugestehen, weil sie in deren Sicht damit verbunden sind, »unmännlich« oder »schwul« zu sein. In dieser Gleichsetzung zeigt sich die Heteronormativität auf besonders drastische Weise, da sie die Geschlechtszugehörigkeit über sexuelle Aktivitäten reguliert und Ausgrenzungen vornimmt. Das gilt nicht nur für die männliche Entwicklung, sondern überhaupt wird – wie an den Theorien von Chodorow und Benjamin sichtbar ist – die Geschlechtsidentitätsentwicklung bei beiden Geschlechtern im Ödipuskonflikt mit dem kulturellen Homosexualitätstabu amalgamiert (vgl. Düring 2001).

Im Bereich des Sexuellen, in dem der Körper eine zentrale Rolle spielt, werden kulturelle Unterschiede oft für naturbedingt gehalten. Was es jeweils bedeutet, einen Penis oder eine Vagina zu haben, wird jedoch *kulturell* festgelegt. Die anatomische Differenz zwischen Vagina und Penis wird entsprechend überlagert von kulturellen Vorstellungen. Für eine psychologische Theorie ist es daher wichtig, kulturelle Unterschiede nicht zu ontologisieren und nicht eine naturhafte geschlechtsspezifische Sexualität zu postulieren. Hinzu kommt die Dimension der subjektiven Bedeutungszuweisung, die ich im letzten Kapitel in Anlehnung an Kastenbergs Beschreibung habe: Die Erregbarkeit von Vagina und Penis verdankt sich weniger dem Organ selbst als vielmehr ihrer Funktion als Projektionsfläche, als Ort der Integration der verschiedensten infantilen Lust- und Befriedigungsmodalitäten.

Nichtsdestotrotz gibt es Unterschiede in der Sexualität von Männern und Frauen, die durch die geschlechtsspezifisch aufgeladene Sozialisation entstehen. Die einzelnen Lust- und Befriedigungsmodalitäten in ihren aktiven und passiven Ausprägungen finden sich zwar geschlechtsunabhängig bei beiden Geschlechtern, sie werden aber im Laufe der Sozialisation geschlechtsspezifisch geformt. Die kulturelle Geschlechterdichotomie setzt sich bis in die Körperwahrnehmung hinein fort und lizenziert die Lust- und Befriedigungsmodalitäten für Männer und Frauen.

Das beginnt gleich nach der Geburt. So begegnen Mütter etwa der oralen Gier von männlichen und weiblichen Säuglingen unterschiedlich und auch Väter reagieren positiver auf die abhängige Bedürftigkeit ihrer kleinen Töchter als der ihrer Söhne (vgl. Becker 2005). Im Pflegeverhalten zeigen sich ebenfalls gewichtige Unterschiede, wie Mütter und Väter etwa mit den Geschlechtsorganen von Mädchen und Jungen umgehen. Aus diesen Erfahrungen bildet sich ein Körpergedächtnis; sie werden Teil eines lebensgeschichtlich erworbenen »sexuellen Scripts«, das die weiteren sexuellen Aktivitäten formiert (Schmidt 2004). Wie in den vorhergehenden Kapiteln beschrieben, erfolgt die sexuelle Entwicklung als permanente Umschreibung von Erinnerungsspu- ren, in denen sich diese Lust- und Befriedigungserfahrungen niederschlagen.

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, was es bedeuten könnte, eine eigenständige, genuin weibliche Sexualität

zu konzeptualisieren und sie der männlichen Sexualität gegenüberzustellen, das heißt die Unterschiede zwischen männlicher und weiblicher Sexualität zu betonen – im Unterschied etwa zu einer Betrachtungsweise, die die Sexualität von Männern und Frauen nicht entlang der Geschlechtergrenzen formiert. Man kann die Frage auch so formulieren: In welchem Verhältnis stehen Geschlecht und Sexualität zueinander? Entwickelt sich die Sexualität nach der Geschlechtsidentität? Oder beeinflusst die Sexualität die Entwicklung der Geschlechtszugehörigkeit?

Diese Verhältnisbestimmung besitzt eine Reihe von Implikationen sowohl für den Begriff der Sexualität als auch für den des Geschlechts und wird von unterschiedlichen psychoanalytischen Autoren und Autorinnen jeweils unterschiedlich beantwortet. Während die freudsche Psychoanalyse mit ihrem zentralen Bestandteil der Triebtheorie und ihre Weiterentwicklungen etwa durch Jean Laplanche davon ausgehen, dass die Sexualität im Leben eines Säuglings gleich nach der Geburt eine wesentliche Rolle spielt und die Geschlechtsentwicklung beeinflusst, geht die Objektbeziehungspsychologie, die das Triebkonzept sowie die konstitutionelle Bisexualität ablehnen, von einem umgekehrten Einfluss aus.

Ein weiterer Aspekt der Kontroverse dreht sich um die Frage, ob es geschlechtsspezifische sexuelle Phantasien gibt, das heißt, ob der geschlechtsdifferente Körper unterschiedliche Phantasien bei Männern und Frauen hervorruft (etwa Pines 1993) oder ob die anatomischen Strukturen und physiologischen Prozesse, die den Phantasien scheinbar zugrunde liegen, nicht umgekehrt selbst von Beziehungserfahrungen und Phantasien geformt werden (etwa Quindeau 2008). Dies mag als abstrakte, akademische Debatte anmuten, ist aber von großer therapeutischer Relevanz, weil Patientinnen und Patienten nicht selten darunter leiden, (scheinbar) nicht zu ihrem Geschlecht (im doppelten Sinne von Genitale und Identität) passende sexuelle Phantasien zu haben.

Die Fragen nach dem Verhältnis von Geschlecht und Sexualität lassen sich also nicht unabhängig von den theoretischen Strömungen in der Psychoanalyse und der Frage nach dem Gewicht des Unbewussten beantworten. Sie verstehen sich allerdings nicht von selbst, sondern müssen von jeder Therapeutin und jedem Therapeuten genau durchdacht werden. Denn nicht zuletzt

aufgrund der großen Bedeutung unbewusster Phantasien im psychoanalytischen Verständnis von Sexualität erscheint eine dichotome Unterteilung in eine männliche und eine weibliche Sexualität wenig angemessen und die hohe individuelle Variation im sexuellen Erleben zu wenig zu berücksichtigen.

Sexuelle Orientierung

Nach Sigmund Freuds Auffassung – und viele folgen ihm darin (etwa Laufer 1976) – wird mit dem Ausgang des Ödipuskomplexes auch die sexuelle Orientierung festgelegt; in der frühen Kindheit wird sie dann gebahnt und in der Pubertät endgültig fixiert (Freud 1905d). Eine heterosexuelle Objektwahl kommt durch eine Fixierung der gegengeschlechtlichen ödipalen Konstellation zustande, eine homosexuelle entsprechend durch ein Fortbestehen der gleichgeschlechtlichen ödipalen Beziehungsform. Aufgrund der bisexuellen Identifizierungen, die jedes Kind in der frühen Kindheit mit Vater und Mutter vornimmt, bestehen beide sexuelle Orientierungen nebeneinander. Zumeist wird eine Orientierung manifest, während die andere verdrängt wird und im Unbewussten weiter wirksam bleibt. Das Überwiegen der heterosexuellen Orientierungen ist damit nicht psychologisch, sondern nur kulturell zu erklären, in diesem Fall mit der herrschenden Heteronormativität.

Zu Recht kritisiert Reimut Reiche (1990) an Freuds Modell die Vorstellung einer lebenslangen Festlegung der sexuellen Orientierung und weist darauf hin, dass der Ödipuskomplex während des ganzen Lebens dynamisch wirksam bleibt. Für diese Annahme sprechen auch sexualwissenschaftliche Befunde, nach denen eine Veränderung der sexuellen Orientierung im Prinzip in jedem Lebensalter möglich ist (vgl. Schmidt 2004). Offenbar ist dies nicht zwingend darauf zurückzuführen, dass die Betroffenen bis zu diesem Zeitpunkt ihre »eigentliche« Objektwahl verheimlicht haben. Nach psychoanalytischer Auffassung ist es vielmehr plausibel, darin eine weitere Verarbeitung, eine erneute Umschrift des Ödipuskomplexes zu sehen.

Für das psychoanalytische Verständnis von Sexualität ist die Unabhängigkeit des sexuellen Begehrens vom Objekt von zentra-

ler Bedeutung: »Der Psychoanalyse erscheint [...] die Unabhängigkeit der Objektwahl vom Geschlecht des Objektes, die gleich freie Verfügung über männliche und weibliche Objekte, wie sie im Kindesalter, in primitiven Zuständen und frühhistorischen Zeiten zu beobachten ist, als das Ursprüngliche, aus dem sich durch Einschränkung nach der einen oder anderen Seite der normale wie der Inversionstypus entwickeln. Im Sinne der Psychoanalyse ist also auch das ausschließliche sexuelle Interesse des Mannes für das Weib ein der Aufklärung bedürftiges Problem und keine Selbstverständlichkeit« (Freud 1905d, S. 44).

Heterosexualität ist demnach genauso erklärungsbedürftig wie Homosexualität. Dies wird allerdings in der weiteren psychoanalytischen Theoriebildung kaum berücksichtigt. Es gibt zwar ungezählte Publikationen zur Homosexualität, aber selten Arbeiten, die sich explizit mit der Psychodynamik der Heterosexualität befassen. Offenbar gilt die Heterosexualität auch der späteren Psychoanalyse als so unbezweifelte kulturelle Selbstverständlichkeit, dass sie kaum Gegenstand psychoanalytischer Forschungen geworden ist.

Ihre unerfreuliche Seite verriet diese Selbstverständlichkeit, als zum Beispiel noch 1983 bei einer Tagung der American Psychoanalytic Association festgestellt wurde, dass in der Psychoanalyse Heterosexualität, weil sie Reproduktivität ermöglicht, die »normale Sexualität« und dass Homosexualität eine »verfehlte Heterosexualität« sei (vgl. Friedman 1986). Warum aber Frauen Lust auf Männer haben und umgekehrt, welche Phantasien, Wünsche und Ängste ein andersgeschlechtlicher Körper auslöst, ist erstaunlicherweise aus psychoanalytischer Perspektive bislang nicht systematisch untersucht worden und bleibt offenbar ein Desiderat für weitere Forschungen.

Aus der Unabhängigkeit der Objektwahl vom Geschlecht des Objekts lässt sich die Schlussfolgerung ziehen, dass auch die Geschlechtsidentität und die sexuelle Orientierung des Subjekts keineswegs so unmittelbar zusammenhängen, wie dies oft behauptet wird. Damit wird ein viel zu starker – und im Übrigen auch nicht näher begründeter – Zusammenhang hergestellt und der sexuellen Orientierung ganz besondere Bedeutsamkeit für das Identitätsgefühl zugeschrieben. Populistische Vorurteile wie das Bild der »männlichen Lesbe« oder des »verweiblichten

Schwulen« erhalten auf diese Weise wissenschaftliche Unterstützung.

Doch ergibt sich die postulierte Bedeutsamkeit der sexuellen Orientierung für das Identitätsgefühl wohl weniger aus der Sexualität als vielmehr aus dem kulturellen Primat der Heterosexualität. Dieser Primat erzwingt eine enge Verbindung von Geschlechtsidentität und sexueller Orientierung. Bemerkenswert erscheint mir auch, dass zunehmend von sexueller *Identität* (gern auch im Plural) anstelle von sexueller *Orientierung* gesprochen wird.

Hetero- und Homosexualitäten

In seiner Studie *Das sexuelle Paar* konzipiert Otto F. Kernberg (1994) folgende Eigenschaften des erotischen Begehrens: Als erste Eigenschaft nennt er das Streben nach Lust, das auf eine andere Person gerichtet ist, die penetriert oder in die eingebracht werden kann bzw. deren Penetration oder Eindringen erstrebt wird. Dieses Verlangen nach Nähe und Verschmelzung enthält sowohl das Moment einer gewaltsamen Grenzüberschreitung als auch des Einswerdens mit einer anderen Person.

Wichtig scheint mir insbesondere, dass das Eindringen bzw. das Aufnehmen nicht als Eigenschaft eines Mann bzw. einer Frau missverstanden wird. Vielmehr handelt es sich um ein fließendes Wechselspiel von Eindringen und Aufnehmen sowohl auf phantasmatischer als auch auf körperlicher Ebene. So finden sich »Phantasien der aktiven Einverleibung (>incorporation<) und des passiven Penetriertwerdens zusammen mit solchen des aktiven Penetrirens und des passiven Einverleibtwerdens« (ebd., S. 867). Es kommt also darauf an, jeweils aktive und passive Lustmodalitäten bei beiden Partnern zusammenzudenken. Nehmen wir ein heterosexuelles Paar, dann finden wir bei der Frau nicht nur die passive Phantasie, penetriert zu werden, sondern ebenso die Variante, den Penis des Mannes aktiv aufzunehmen, ihn sich »zu holen«. Und beim Mann gibt es umgekehrt auch sowohl die Vorstellung, aktiv in die Frau einzudringen, als auch passiv von ihr einverleibt zu werden. Analoges gilt für homosexuelle Paare.

Das Wechselspiel von Penetration und Einverleibung ist selbst-

verständlich nicht zwingend an männliche oder weibliche Genitalien gebunden, sondern lässt sich auch an anderen Körperteilen inszenieren, die entweder Öffnungen bilden wie Mund und Anus oder die ein Eindringen ermöglichen wie Finger oder Zunge. An der Studie von Kernberg wird deutlich, wie elementar man sich sexuelle Aktivitäten vor Augen führen muss, um nicht dem Mythos einer weiblichen oder männlichen Sexualität zu erliegen. Die Lust- und Befriedigungsmodalitäten verteilen sich eben nicht entlang der Geschlechtergrenzen, sondern sind in jeder einzelnen Person angesiedelt. Es geht mithin nicht um ein Entweder-oder von männlicher und weiblicher Sexualität, das heißt nicht um ein dichotomes Verhältnis, sondern ein Sowohl-als-auch; »männliche« und »weibliche« Anteile verbinden sich im Sexuellen.

Als zweite Eigenschaft des erotischen Begehrens nennt Kernberg die Befriedigung, die aus der Identifizierung mit dem anderen Geschlecht stammt, genauer: aus der Identifizierung mit der sexuellen Erregung und dem Orgasmus des Sexualpartners. Auch hier ist es nicht notwendig, von einem andersgeschlechtlichen Sexualpartner auszugehen, denn die Identifizierung kann unabhängig vom Geschlecht erfolgen. Dabei verdichten sich zwei komplementäre Verschmelzungsergebnisse: Das eine ist die Lust aus dem Begehren des Anderen und das damit verbundene ekstatische Verschmelzungserlebnis. Das andere ist das Gefühl, beide Geschlechter zugleich zu werden, die Erfüllung der bisexuellen Omnipotenzphantasie aus der frühen Kindheit. Für kurze Zeit kann die Trennung der Geschlechter phantasmatisch überbrückt werden, zusammen mit dem Gefühl der gegenseitigen Ergänzung in der Lust am Penetrieren und Umschließen oder Penetriert- und Umschlossenwerden.

Die dritte Eigenschaft ist schließlich das Gefühl des Überstreichens und Überwindens von Verboten, die allen sexuellen Bewegungen implizit sind, weil sie auf die ödipale Strukturierung des Sexuallebens zurückgehen. Diese Überschreitung kann vielfältigste Formen annehmen; von besonderer Bedeutung sind unbewusste ödipale Verbote wie das der sexuellen Intimität mit dem Elternteil, mit dem sowohl eine Herausforderung an den Rivalen als auch ein Triumph über ihn verbunden ist.

Eine weitere Dimension der Überschreitung richtet sich auf das Sexualobjekt selbst, das zugleich als verführerisch lockend

und zurückhaltend erlebt wird. Kernberg betont in diesem Zusammenhang auch die Verbindung von Lust und Aggression. Konstitutiv für die sexuelle Erregung ist das Gefühl, die Grenze des Anderen zu überschreiten. Sowohl die Penetration als auch das Verschlingen des Anderen ist eine Verletzung der Grenzen des Anderen. Diese Überschreitung der Grenzen des Selbst zeigt sich im Orgasmus in besonderem Maße. Erregend ist die lustvolle Befriedigung der Aggression – die Fähigkeit, im Anderen Schmerz auszulösen und sich im Schmerz mit der erotischen Lust des Anderen zu identifizieren, was es dem Anderen auch möglich macht, im Schmerz Lust zu empfinden. Als »Grenzwächter« dieser Verschmelzung von Lust und Aggression nennt Kernberg das Über-Ich.

Die ödipale Konstellation ist für das sexuelle Erleben noch in einem weiteren Aspekt bedeutsam: »Hinter dem ödipalen Vater verkörpert der Geliebte einer Frau auch die präödipale Mutter, die ihre Abhängigkeitsbedürfnisse befriedigt, während sie zugleich das Tolerieren der sexuellen Intimität mit einem symbolischen ödipalen Objekt zum Ausdruck bringt« (ebd., S. 873). Auch wenn ich das Mutter-Tochter-Verhältnis nicht auf die Befriedigung von Abhängigkeitsbedürfnissen beschränkt sehe, scheint mir Kernbergs Gedanke, dass die Mutter in der unbewussten Phantasie das Liebesverhältnis der Tochter zu einem Anderen toleriert, von eminenter Bedeutung.

An dieser Stelle befindet sich ohne Zweifel ein Einfallstor für vielfältige Störungen des sexuellen Erlebens. So könnte etwa die »Lustlosigkeit« bei Frauen damit zusammenhängen, dass die unbewusste Repräsentanz einer »tolerierenden Mutter« nicht genügend ausgebildet ist, wie dies häufig bei Individualisationsabhängigkeits-Konflikten vorkommt. So stelle ich bei depressiven Patientinnen, die oft eine sehr enge, wenig getrennte Mutterbeziehung aufweisen, immer wieder fest, dass Sexualität für sie nur wenig Bedeutung besitzt. Erst im Verlauf der Therapie wird manchen dies dann als Problem bewusst und es verändert sich dann mit zunehmender Individualisierung.

Analog kann sich diese Konfliktodynamik bei Männern zum Beispiel in Erektionsstörungen äußern. Schon Freud weist darauf hin, dass eine nicht überwundene inzestuöse Fixierung an Mutter und Schwester beim Mann zu psychischer Impotenz

sowie zu Spaltungsprozessen der Sexualität in »sinnliche« und »zärtliche« Anteile führen kann (Freud 1912d). Unter »psychische Impotenz« versteht Freud partielle Erektionsstörungen, die nur zu bestimmten Zeiten, mit bestimmten Personen oder bei bestimmten Praktiken auftreten und bei anderen nicht. Diese Problematik war damals der häufigste Grund, einen Psychoanalytiker zu konsultieren (ebd., S. 78); bemerkenswert ist, dass sie heute als häufigster Konsultationsgrund beim Urologen angegeben wird (vgl. Quindeau 2008).

Das Liebesleben dieser Männer ist nach Freud in zwei Richtungen gespalten: »Wo sie lieben, begehren sie nicht, und wo sie begehren, lieben sie nicht« (Freud 1912d, S. 82). Eine Form, mit dieser Spaltung umzugehen, besteht in der Erniedrigung des Sexualobjekts, während die Hochschätzung auf das inzestuöse Objekt bezogen bleibt. Nur unter der Bedingung der Erniedrigung kann sich die Sinnlichkeit frei entfalten. Die Spaltung von Liebe und Begehren führt manchmal gerade in liebevollen, festen Partnerschaften zu einer wenig befriedigenden, eingeschränkten Sexualität, wie sich an der Therapie mit Herrn U. sehen lässt.

Herr U. ist ein beruflich sehr erfolgreicher Mann Ende dreißig. Einige Monate vor der Analyse hat er geheiratet und ist sehr glücklich in dieser Beziehung. Bis auf die Depressionen, die ihm völlig unerklärlich seien, scheint alles in seinem Leben gut zu laufen. Er fühlt sich als der Liebling der Mutter und hat nach wie vor eine sehr enge Beziehung zu ihr. Täglich telefoniere er mit ihr und einmal in der Woche würde er sie besuchen. Auch seine Frau verstehe sich gut mit ihr, sie sei die erste Frau, die seine Mutter akzeptieren würde. Seine vorhergehende Freundin habe er vor Jahren nur einmal seiner Mutter bei einem Essen vorgestellt, sie hätte sie die ganze Zeit über abschätzig gemustert und ihm später deutlich gemacht, dass »so eine« nicht zu ihm passe. Auch er war sich unschlüssig und sie wären nicht lange zusammen gewesen.

Nachdem die Analyse eine Zeit vorangeschritten war, konnte sich Herr U. allmählich eingestehen, dass ihn der Sex mit seiner Frau nicht wirklich erregte. Zwar liebe er sie sehr und genieße ihre Nähe, aber er traue sich nicht, sich einfach gehen zu lassen. Mit der früheren Freundin sei dies ganz anders gewesen. Mit ihr habe er sich viel weniger verstanden, das Wichtigste sei eigentlich der Sex gewesen. Sie hätten viel ausprobiert und richtig »versauten« Sex gehabt, wo-

mit er insbesondere Analverkehr in genitalen und oralen Varianten meinte. Besonders erregt hätte es ihn, wenn er sie als »geile, verfederte Schlampe« bezeichnet hätte.

Es ist ihm sehr unangenehm, mir dies einzugestehen; er wolle nicht, dass ich schlecht von ihm denke. So würde er normalerweise nicht über Frauen denken, geschweige denn es sagen. Mit seiner Frau würde er nie so sprechen oder solchen Sex haben, das sei mit ihr unvorstellbar. Herr U. konstatiert dies eher gleichmütig, er scheint es nicht zu bedauern.

Mit der Zeit wurde die Beziehung zwischen seiner Frau und seiner Mutter zunehmend konfliktuell, und Herr U. kommt nicht umhin, sich in der Analyse auch mit seiner Mutter auseinanderzusetzen, was er bis dahin immer vermieden hat. Es ist ihm wichtig, an seiner privilegierten Stellung bei ihr festzuhalten, dies will er eigentlich nicht infrage stellen. Doch durch die Arbeit in der Analyse gelingt es Herrn U. allmählich, sich innerlich von seiner Mutter zu lösen und die Position des bevorzugten Sohnes aufzugeben.

Parallel zu diesem Prozess verändert sich auch die Beziehung zu seiner Frau. Je mehr er an psychischer Unabhängigkeit gewinnt, desto leichter fällt es ihm, seine sexuellen Wünsche zuzulassen. Zwar könne er mit seiner Frau nicht so ungehemmt sprechen wie mit der früheren Freundin, aber er traue sich zunehmend, sich seiner Erregung zu überlassen und verschiedene Praktiken mit ihr auszuprobieren. In seiner Phantasie stelle er sich Szenen vor, wie er sie beschimpfte und erniedrigte. Während diese Bilder ihm bislang immer unangenehm waren und seine Lust sofort beeinträchtigten, wenn sie ihm zu Bewusstsein kamen, ist es Herrn U. zunehmend möglich, sie zu akzeptieren und als lustvoll zu erleben.

An diesem Beispiel wird sichtbar, dass die Spaltung von Liebe und Begehren im Zuge des Durcharbeitens der inzestuösen Fixierungen und der zunehmenden Individuation nur zu einem Teil aufgehoben werden kann, in Ansätzen immer weiter existiert. Sie steht allerdings der Lust nicht mehr im Wege, sondern kann phantasmatisch verarbeitet werden.

Hier zeigt sich wieder einmal, welche wichtige Rolle der Phantasie bei der sexuellen Erregung und Befriedigung zukommt. Während Freud diese Spaltung und die mit ihr einhergehende Erniedrigung der sexuellen Partnerschaft nur auf die männliche Sexualität bezieht, scheint es mir angemessener, sie auch für die

Sexualität von Frauen anzunehmen, wenn gleich sich die Erniedrigung dort eher in Form von Verachtung zeigt.

Darüber hinaus möchte ich zu bedenken geben, dass es bei der Sexualität immer um ein Überschreiten von Körpergrenzen geht, sodass dem Begehren notwendigerweise ein gewaltsamer Moment anhaftet, auch wenn das sexuelle Handeln einvernehmlich und lustvoll geschieht. Nicht nur im Falle einer inzestuösen Fixierung sind daher Liebe und Begehren lediglich schwer derselben Person gegenüber vereinbar. Ihre Verbindung erweist sich generell als konfliktuell und muss in jeder Liebesbeziehung bewältigt werden.

Homosexualitäten

Im Vergleich zum spärlichen psychoanalytischen Diskurs über Heterosexualität gibt es eine Fülle von Studien zur Homosexualität: Während Freuds Theorie als wegweisende Konzeptualisierung der Homosexualität gilt, die bis heute nichts an Aktualität eingebüßt hat (Dannecker 1993, S. 165), dominierten in der Psychoanalyse rasch wieder konventionelle Sichtweisen, die Homosexualität pathologisierten (vgl. auch Rauchfleisch 2002); einen Überblick über die US-amerikanische Diskussion um die Pathologisierung der Homosexualität in der Psychoanalyse gab Lewes 1988).

Eine historische und theoretische Kritik der verbreiteten Pathologisierung legte Robert M. Friedman (1986) vor. Er wendet sich gegen die Haltung, homosexuelle Männer als narzisstisch oder ich-strukturell gestört zu betrachten, sowie gegen die Annahme, dass Homosexualität ausschließlich und notwendig unter der Bedingung einer bestimmten Familiendynamik (intrusive Mutter, schwacher Vater) entstehe. Auch andere ätiologische Erklärungsmuster, nach denen vielfach geforscht wird, besitzen wenig Plausibilität, sodass es meines Erachtens wenig Sinn hat, überhaupt die Frage nach allgemeinen Entstehungswegen von Homosexualität zu untersuchen.

In origineller und weiterführender Weise konzeptualisiert hingegen Eva Poluda-Korte (1993, 2001) eine weibliche Entwicklung, die gleichermaßen zu einer homo- wie zu einer heterosexuellen

Orientierung führen kann. Eine besondere Rolle spielt dabei der »lesbische Komplex«, der traditionell als negativer Ödipuskomplex bezeichnet wird. In Anlehnung an Melanie Klein unterscheidet Poluda-Korte einen frühen und den »eigentlichen« Ödipuskomplex, wobei der erstere mit Prozessen von Selbst- und Objekt-Differenzierung im ersten Lebensjahr verknüpft ist. Die Liebe der Tochter zur Mutter im frühen Ödipuskomplex wird durch das Homosexualitätstabus und die Beobachtung des Mädchens massiv enttäuscht, dass die Mutter den Vater und nicht ausschließlich die Tochter liebt. Diese Zurückweisung wird als Entwertung und Verrat erlebt und kann dazu führen, dass sich die Liebe in Hass, die sexuellen Wünsche in Mordimpulse und die Schuldgefühle in suizidale Tendenzen zu verkehren drohen.

Die mit dem lesbischen Komplex verbundene massive narzisstische und ödipale Aggression wird in ein rigides, frühes Über-Ich integriert. Die Enttäuschung sowie das homosexuelle Tabu, das aus dem kulturellen Primat der Heterosexualität resultiert, legen der Tochter den Objektwechsel zum Vater nahe. Hinzu kommt eine teils melancholische, teils sublimiert erotische Identifizierung mit der Mutter, welche die primäre Homosexualität der Tochter in Mütterlichkeit transformiert.

In dieser Transformation, in der Produktion von Mütterlichkeit, sieht Poluda-Korte eine wesentliche Funktion des Homosexualitätstabus: »Aus der Liebe zur Mutter wird der Wunsch nach einem Kind, mit dem diese Liebe wieder hergestellt werden soll« (Poluda-Korte 2001, S. 83). Mit diesem Wunsch wendet sich das Mädchen an den Vater, der für die Zerstörung der Mutter-Tochter-Dyade verantwortlich gemacht wird und mit der Erfüllung des Kinderwunsches Wiedergutmachung leisten kann.

Bei einer lesbischen Entwicklung wird das Homosexualitätstabus nicht akzeptiert. Die Wut darüber wird nicht im Über-Ich gebunden, sondern verbleibt im Ich, um das gleichgeschlechtliche Begehren weiter behaupten und aufrechterhalten zu können. Zwischen der Identifizierung mit der Mutter und der Liebe zu ihr bildet sich bei lesbischen Frauen nach Poluda-Kortes Beobachtungen ein spezifisches Mischungsverhältnis aus, das zwischen dem von heterosexuellen Frauen und Männern steht. So wandelt sich weniger Objektliebe in Identifizierung als bei heterosexuellen Frauen, aber mehr als bei Männern. Zugleich entwickeln lesbische

Frauen eine stärkere Identifizierung mit der väterlichen Potenz als heterosexuelle, wenngleich weniger als Männer.

Diese Überlegungen dienen Poluda-Korte zur Erklärung des Rollenwechsels von Eroberung und Hingabe, den homosexuelle Frauen wie auch Männer (vgl. Morgenthaler 1984) praktizieren. Allerdings kann ein solcher Rollenwechsel nach meiner Ansicht wohl auch bei heterosexuellen Paaren angenommen werden. Dies verweist darauf, dass sich das Verhältnis von Objektliebe und Identifizierung nicht schlicht entlang den traditionellen Geschlechterrollen verteilt, sondern bei jedem und jeder Einzelnen ein höchst komplexes Konglomerat aus verschiedensten Ebenen und Aspekten ist.

Ein nicht pathologisierendes psychoanalytisches Verständnis männlicher Homosexualität entwickelt Reimut Reiche (2001, 2004), seine Sichtweise beruht auf zwei grundlegenden Annahmen:

1. Die sexuelle Objektwahl, die den Kern der Homosexualität bildet, kommt nicht aufgrund einer pathologischen Abwehrorganisation zustande. Ebenso wie es »normale« und »gesunde« Heterosexualität gibt, so gibt es auch »normale« und »gesunde« Homosexualität.
2. Der Kern der Geschlechtsidentität und der Kern der Objektwahl entwickeln sich »gleichsinnig, synchron und nicht diachron« (Reiche 2001, S. 288).

Mit Kernberg (1995) geht Reiche in seiner Argumentation vom Ödipuskomplex aus, der Selbst-Entwicklung und Triebchicksal miteinander verschmilzt; das Kind entwickelt sich, indem es eine intensive Liebesbeziehung zu seinem Primärobjekt aufnimmt. Doch sind die Eltern nicht nur Objekt der Liebe des Kindes: Im Anschluss an die Allgemeine Verführungstheorie von Jean Laplanche hebt Reiche hervor, dass die Eltern als primäre Sozialisationsfiguren auch das Geschlecht ihres Kindes prägen, indem sie es mit bestimmten bewussten und unbewussten Aufgaben und Erwartungen ausstatten: »Du bist der für mich. Du bist John und so sollst du (mich) lieben« (ebd., S. 293). Das Kind dient als Container für die Träume und Traumen der Primärobjekte, wie auch umgekehrt die Primärobjekte dem Kind als Container für das Nichtassimilierbare dienen. Geschlechtsidentität und Objekt-

wahl kann man in diesem Sinne als Umschriften der »rätselhaften Botschaften« der Erwachsenen auffassen.

Die These einer gleichzeitigen Etablierung von Geschlechtsidentität und Objektwahl im Rahmen der allgemeinen Führungsszene hat zweifellos einen gewissen Charme. Problematisch daran erscheint mir allerdings, dass sie in diesem Zuge der Objektwahl den Charakter einer ebenso unhintergehbaren Weichenstellung zuweist wie der Geschlechtsidentität. Möglicherweise resultiert diese Problematik unausweichlich aus der Vorstellung einer *gleichzeitigen* Entwicklung beider Aspekte. Zu Recht weist Reiche allerdings darauf hin, dass die elterliche »rätselhafte Botschaft« kontingent ist. Für eine Theorie der Homosexualität ist dies ganz entscheidend, weil es deutlich macht, dass es keine elterliche Botschaft gibt und geben kann, die zwingend zu einer homosexuellen Entwicklung führt, wie dies manche psychoanalytische Theorien suggerieren (insbesondere Bieber et al. 1962; Socarides 1978).

So kommen verschiedene psychoanalytische Theorien mit jeweils konsistenten Begründungen zu konträren Ansichten über die Liebesverhältnisse und Identifizierungen des »prähomosexuellen« Jungen. Nun kann man daraus – wie Reiche – den Schluss ziehen, dass eine psychoanalytische Theorie zur Homosexualität diese unterschiedlichen Entwicklungswege in einem Modell zu fassen suchen muss. Man kann aber auch feststellen, dass es offenbar unmöglich ist, allgemeingültige Aussagen über die Entstehung von Homosexualität zu formulieren – und von diesem Unterfangen Abstand nehmen.

Das von mir vorgeschlagene Modell der Umschrift unter dem Primat des Anderen (Quindeau, 2008) bietet die Möglichkeit, die Entwicklung der sexuellen Orientierung auf einer strukturellen Ebene zu beschreiben. Dies trägt der Einsicht Rechnung, dass es einen eindeutigen oder notwendigen Weg weder zur Hetero- noch zur Homosexualität gibt. Dieser Verzicht auf eine psychosoziale Ätiologie bedeutet im Rückschluss nicht, dass die sexuelle Orientierung etwa angeboren sei; ihre Entwicklung erweist sich lediglich als weit kontingenter und ist stärker von kulturellen Faktoren – wie dem normsetzenden Primat der Heterosexualität, der Heteronormativität – bestimmt, als man möglicherweise annimmt. Daher lässt sich die Entwicklung der sexuellen Ori-

entierung ebenso wie die anderer Verhaltensmerkmale stets nur im Einzelfall nachträglich rekonstruieren und plausibel machen.

Insbesondere wendet sich meine Konzeptualisierung gegen die auch in der Psychoanalyse verbreitete Vorstellung einer »kritischen Periode« zur Festlegung der sexuellen Orientierung. John Money (1988, S. 129) bietet diese Annahme zur Lösung der alten Streitfrage von Anlage und Umwelt gleichsam als Kompromiss an, aber meines Erachtens passt sie eher zur Beschreibung von Graugänsen in der Ethologie als in die Psychoanalyse. Begreift man die sexuelle Orientierung als Umschrift der bisexuellen Liebe des Kindes zu seinen Eltern, dann kann man damit auch einen psychodynamischen Zusammenhang von frühkindlichem und erwachsenem Liebesleben herstellen, der in neueren Konzeptionen von verschiedenen oder wechselnden »Sexualitäten« verloren ginge.

Es ist theoretisch wenig befriedigend, nur deskriptiv unterschiedliche »Homosexualitäten« und deren Entwicklungen nebeneinanderzustellen, wie zum Beispiel einen Mann, der immer schon gewusst hat, dass er homosexuell ist, oder einen anderen, dessen homosexuelle Orientierung sich erst im Verlauf der Adoleszenz ausprägte, sowie schließlich einen, der sich erst nach Jahrzehnten heterosexueller Liebe einem Mann zuwendet (vgl. etwa Isay 1989).

Für eine psychoanalytische Theorie der Sexualität sowie für die klinische Behandlung scheint mir diese deskriptive Disparität wenig hilfreich, auch wenn es im Vergleich zur früheren Theoriebildung schon einen großen Vorteil bedeutet, überhaupt unterschiedliche Formen zu unterscheiden und »Homosexualität« nicht als monolithische Einheit darzustellen, die zu einer bestimmten psychischen Struktur führt oder auf ihr beruht, was genauso wenig wie bei »Heterosexualität« der Fall ist.

Unterscheidung von Hetero- und Homosexualität

Die Beschäftigung mit psychoanalytischen Studien zur männlichen und weiblichen Homosexualität wirft die grundlegende Frage auf, wie sinnvoll eine Kategorisierung von Hetero- und Homosexualität überhaupt ist. Die Fallstudien wie auch die the-

oretischen Konzeptualisierungen ergeben eine solche Vielfalt an individuellen Ausprägungen, die allesamt deutlich machen, dass es *die* Homosexualität ebenso wenig gibt wie *die* Heterosexualität. Was bei Heterosexualität noch nie vermutet wurde, erscheint inzwischen auch im Falle der Homosexualität klar: Sie ist keine monolithische Einheit und ist nicht als bestimmter, spezifischer Typ einer psychischen Struktur zu bestimmen.

Sigmund Freud beginnt den psychoanalytischen Diskurs über Sexualität mit »Perversionen« und »Inversionen«, um den Zusammenhang menschlicher Sexualformen deutlich zu machen. Diese Linie verliert sich im Verlauf der weiteren psychoanalytischen Theoriebildung. Konventionelle Wertungen treten hinzu, und mit der Medizinisierung spielt auch die Pathologisierung eine große Rolle. Wie die Kategorien »Männlichkeit« und »Weiblichkeit« hat auch die Kategorisierung von Homo- und Heterosexualität im Wesentlichen eine gesellschaftliche Ordnungsfunktion, und die unvermeidlich damit verbundene Wertigkeit ist dem kulturellen Primat der Heterosexualität geschuldet (vgl. auch Poluda-Korte 2001). Für das psychoanalytische Denken ist eine solche Kategorisierung allerdings wenig hilfreich. Mit den vereinheitlichenden Kategorien der Homo- oder Heterosexualität wird vereinfachend ein Typus und eine Identität konstruiert, die allerdings – wie wir gesehen haben – weder eine spezifische psychische Struktur noch bestimmte lebensgeschichtliche Entwicklungsmuster noch (vermutlich) eine spezifische genetische Ausstattung aufweisen. So scheidet schließlich auch der Versuch, eine psychoanalytische Theorie der Homosexualität zu formulieren, und ebenso wenig kann man spezifische Unterschiede zwischen männlicher und weiblicher Homosexualität benennen (vgl. Rohde-Dachser 1994).

Deshalb plädiere ich dafür, die wenig fruchtbare Suche nach Unterschieden zu beenden und auf die konventionelle Unterscheidung von Homo- und Heterosexualität im psychoanalytischen Diskurs zu verzichten. In diesem Sinne wäre mit Freud davon auszugehen, dass das Variabelste am Trieb das Objekt ist – zu konzipieren ist daher nur eine Sexualität mit verschiedenen, polarisierten Dimensionen wie zum Beispiel einem homo- und einem heterosexuellen Pol; hinzuzufügen wäre auch ein »männlicher« und ein »weiblicher« Pol in jedem Menschen. Denn im Liebesobjekt vermengen sich sowohl weibliche als auch männliche

Züge, und zwar nicht nur auf der psychischen, sondern ebenso auf der körperlichen Ebene. In jeder Liebesbeziehung, ob sie nun manifest hetero- oder homosexuell ist, verbindet sich eine gleich- und eine gegengeschlechtliche Objektwahl miteinander.